



Judith Lennox
Das Herz der
Nacht

PIPER

ROMAN

Männer, die ihr Vater vielleicht nicht als ihm ebenbürtig, aber doch als würdige Vasallen oder nützliche Partner betrachtete. Sie umwarben sie, weil sie sie beehrten oder sich aus einer Verbindung mit der Tochter von Konstantin Denisov Vorteile erhofften. Ihre Boshaftheiten und verdeckt abfälligen Bemerkungen über die anderen Gäste langweilten sie. Miranda hätte Olivier für einen unbekümmerten Leichtfuß gehalten, hätte sie ihn nicht bei der Arbeit erlebt. Da war er angespannt, konzentriert, ernsthaft, in jeder Beziehung ein Perfektionist.

Miranda wusste, dass es so etwas wie Zugehörigkeit gab. Sie fühlte sich an keines der vielen flüchtigen Domizile gebunden, die einander im Lauf der Jahre abgewechselt hatten. *Zu Hause* war durch die Menschen definiert, mit denen sie reiste. Es konnte ein Eisenbahnwaggon sein, eine Hotelsuite, selbst das Innere eines Autos. Bei Olivier war das anders: Olivier – das erkannte sie schon früh – gehörte nach Paris. Mit Haut und Haaren. Es war schwer, sich ihn anderswo vorzustellen.

Manchmal, wenn es ihnen gelang, Tante Sonya zu entkommen, gingen sie zu dritt ins Kino. Miranda saß dann in der Mitte zwischen Kay und Olivier. Das Kino war für sie ein magischer Ort. Man kam aus der Helligkeit des Tages in eine Dunkelheit, die vom Geruch kalten Zigarettenrauchs und muffiger alter Polster durchzogen war, und rundherum saßen Liebespärchen und arbeitslose Männer, für die das Theater ein behaglicher Unterschlupf war. Aber wenn sich der Vorhang öffnete und die Musik einsetzte, wurde man in eine andere Welt versetzt. Und wenn es vorbei war und man wieder hinausging, trafen einen das Tageslicht und der Anblick dahineilender Menschen, die ihren Alltagsgeschäften nachgingen, wie ein Schock, weil man noch mit einem Bein in jener anderen, magischen Welt stand.

Olivier konnte sich bei solchen Kinobesuchen manchmal eine Bemerkung nicht verkneifen. »Ziemlich plump. Daraus hätte man mehr machen können«, murmelte er oder, wenn er beeindruckt war: »Es ist die Beleuchtung, die der Szene diese unheimliche Spannung gibt. Siehst du das? Diese schwarzen Schatten – der Scheinwerfer, der über die Mauer streicht.« Selbst im Dunkeln konnte Miranda die Faszination in seinem Gesicht erkennen.

Olivier hatte außer einem älteren Bruder, der in Südamerika lebte, keine Familie. Sein Vater war Literaturwissenschaftler gewesen, seine Mutter hatte im Wochenendhaus der Familie auf der Île-de-France eine Töpferwerkstatt gehabt. Nach dem Tod seiner Eltern hatte Olivier das Wochenendhaus verkauft. Die Hälfte des Geldes hatte er seinem Bruder Marc nach Brasilien geschickt, mit der anderen Hälfte des Erbes hatte er die Filmgesellschaft finanziert. »Wenn du wüsstest, wie oft ich mich gefragt habe«, sagte er zu Miranda, »ob ich die Scheine nicht ebenso gut in die Seine hätte werfen können. Aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt.«

Das fand Miranda auch. An jenem aufregenden Morgen in der Lagerhalle hatte Olivier sie vieles gelehrt: wie man sich zur Kamera verhielt, wie man über das starre Auge des

Objektivs Gefühle vermittelte, wie man jedem einzelnen Wort Bedeutung verlieh, ganz gleich, ob man für ein Reklamefilmchen oder für das grandioseste aller Dramen vor der Kamera stand. Dafür bemühte sich Miranda, nett und amüsant zu sein und ihm angenehme Stunden zu bereiten. Darauf verstand sie sich; sie wusste, wie man mit Männern umging. Man lachte über ihre Scherze, machte selbst hin und wieder ein Scherzchen, gab einen kleinen Schwank zum Besten oder ahmte einen gemeinsamen Bekannten nach. Und flirtete verhalten. Das war alles.

Olivier sagte, sie habe Talent. Anfangs glaubte sie ihm nicht. Sie waren in seinem Büro. Überall lagen Papierstapel herum. Auf dem Arbeitstisch standen eine Olivetti-Schreibmaschine und ein Ablagekasten voller Korrespondenz und Telefonnachrichten. An den Wänden hingen Filmplakate, ein wenig eingerissen an den Rändern. *Zéro de Conduite*, *L'Atalante*.

»Du bist noch nicht gut«, sagte er, »aber mit Übung könntest du es werden. Du hast das gewisse Etwas. Eine starke Präsenz. Das ist etwas Ungewöhnliches, und du solltest es nicht vergeuden.«

Sie antwortete mit einem unbeeindruckten Schulterzucken. »Mein Vater würde mir nie erlauben, Schauspielerin zu werden. Dieses Talent, das du bei mir siehst – darüber brauchen wir gar nicht erst zu reden.«

»Aber du hast doch nicht vor, bis in alle Ewigkeit bei deinem Vater zu leben?«

»Nein, aber ganz sicher, bis ich heirate.«

Er sah sie forschend an. »Wie alt bist du wirklich, Miranda?«

Sie hatte ihm weisgemacht, sie sei einundzwanzig, weil sie gemeint hatte, das klinge besser. Achtzehn, das hörte sich so jung an, beinahe als wäre man noch ein Kind. Einundzwanzig, hatte sie daher behauptet, genau wie ihre englische Freundin Kay.

»Zwanzig?«, schätzte er.

Sie schüttelte den Kopf. Ihr war ein wenig unbehaglich zumute.

»Sag mir, dass du wenigstens achtzehn bist.«

»Seit meinem Geburtstag im April, ja.«

»Das ist ein Trost. Ich dachte schon, ich müsste dich heim ins Kinderzimmer schicken. Und Kay?«

»Sie ist zwanzig. Ehrlich, Olivier. Ehrenwort.« Miranda hob die Hand wie zum Schwur.

Olivier wollte unbedingt einen richtigen Film drehen, einen Spielfilm anstatt der Reklame- und Dokumentarstreifen. Ein Freund hatte ihm ein Drehbuch geschrieben. Er gab es Miranda zum Lesen; sie schmuggelte es unter ihrem Pelzmantel ins Haus und las es nachts im Bett.

»Das Drehbuch ist das Entscheidende«, erklärte er ihr. »Aus einem schlechten Drehbuch wird niemals ein guter Film. Allerdings kann aus einem guten Drehbuch ganz leicht ein schlechter Film werden.«

»Aber du machst bestimmt einen wunderbaren Film, Olivier.«

»Wenn mir jemand eine Chance gibt, ja.«

»Was brauchst du denn, um deinen Film zu produzieren?«

»Ach«, sagte er mit einem etwas bitteren Lächeln. »Geld natürlich. Es geht immer ums Geld.«

Die Jagd nach dem Geld für einen Film nahm viel von Oliviers Zeit in Anspruch. Filme zu produzieren, erklärte er, sei eine teure Angelegenheit. Einmal, als sie im Café saßen und er ihnen von dem enttäuschenden Gespräch erzählte, das er am Morgen mit einem möglichen Geldgeber geführt hatte, war er – nun ja, nicht ganz so unbekümmert wie sonst, fand Miranda. Sie nahm ihr Smaragdarmband ab und schob es ihm über den Tisch zu.

»Nimm es«, sagte sie. »Ich bin sicher, es ist eine Menge Geld wert. Kein Mensch wird merken, dass ich es nicht mehr habe. Du kannst es verscherbeln, dann kannst du deinen Film drehen.«

Olivier, der normalerweise nie um Worte verlegen war, blieb lange still, bevor er bewegt sagte: »Das ist unheimlich großzügig von dir, Miranda, ich bin wirklich tief gerührt, aber ich kann das unmöglich annehmen, bitte versteh das.« Er ergriff ihre Hand und streifte ihr das Armband wieder über.

Es war der längste Tag des Jahres, die Frauen trugen geblümete Kleider und Sandalen und ließen sich in den Parks die Beine braun brennen. Tante Sonya lag bei geschlossenen Vorhängen mit einer Migräne zu Bett, und ihr ganzes Zimmer roch nach Lavendelöl.

In einem Restaurant in Montparnasse feierte Olivier. Er hatte endlich einen Geldgeber für seinen Film gefunden, einen gutmütigen rotgesichtigen Belgier namens Vincent Charlier, der beflissen aufsprang, als Miranda und Kay kamen, und ihnen die Hand küsste. Der Tisch stand in einem begrünten Innenhof unter einer grün-weiß gestreiften Markise. Die Mauern rund um den Hof waren von tiefrosa Kletterrosen überwachsen, und auf dem Tischtuch sammelten sich Krümel und leere Weingläser, während Benoît, Kay und Agnès sich über irgendwelche politischen Fragen die Köpfe heißredeten und Olivier sich mit Vincent Charlier darüber unterhielt, wo er die Handlung seines Films ansiedeln und wer die Hauptrolle spielen würde.

»Ihre Heldin«, sagte Charlier, »die schöne und geheimnisvolle Camille – Sie müssen mir verraten, wer Ihnen da vorschwebt, Olivier.«

»Ich habe sie noch nicht gefragt. Aber ich hoffe, ich kann sie überzeugen.«

Charlier lächelte breit, als er Oliviers Blick bemerkte. »Ich bitte um Entschuldigung, ich wusste nicht, dass Sie Schauspielerin sind, Mademoiselle Denisov.«

»Von wegen *Schauspielerin*«, murmelte Miranda. »Nichts als eine kleine Reklamemaus.«

»Wissen Sie was, Vincent«, sagte Olivier, »wir gehen in mein Büro, und ich zeige Ihnen, was Mademoiselle Denisov kann.« Er winkte dem Kellner, warf ein paar Scheine auf den Tisch, dann brachen sie auf.

Charlier hatte einen Wagen, einen großen Peugeot, in den sie sich hineinzwängten, Kay

vorn neben Charlier, Agnès, Benoît, Olivier und Miranda hinten. Während Charlier den Peugeot temperamentvoll um die Kurven lenkte, wurde sich Miranda stark wie nie zuvor Oliviers Nähe bewusst, der Wärme seines Körpers an ihrem, der Berührung seines Arms, der hinter ihr auf der Rückenlehne lag. Manchmal erlaubte sie auf einem Ball oder einem Fest einem Tanzpartner, sie zu küssen, nur um zu sehen, wie es sich anfühlte, aber bisher hatte sie es jedes Mal uninteressant, ja sogar abstoßend gefunden. Wenn Olivier sie küsste, dachte sie jetzt, wäre das sicher viel schöner.

In der Lagerhalle schloss Olivier das große Tor, entrollte die Leinwand und führte Charlier die Telefonreklame vor. Er zeigte sie dreimal, und am Schluss applaudierte Charlier und rief lauthals: »Ein neuer Stern am Kinohimmel, hurra!« Er hatte, vermutete Miranda, etwas zu viel getrunken.

Danach gab es allgemeines Händeschütteln und Küsschen-Küsschen, und Charlier fuhr ab. Während Kay noch mit Agnès und Benoît sprach, ging Miranda zu Olivier ins Büro und schloss die Tür hinter sich.

Sie hockte sich auf die Schreibtischkante und baumelte mit den Beinen. »Du weißt doch genau, dass mein Vater mich da nie im Leben mitmachen lässt.«

Sie hatte Olivier nur wenig von ihrem Vater erzählt. Vermutlich hielt er Konstantin Denisov für ein gestrenges Familienoberhaupt, das sich mit der Zeit schon erweichen lassen würde.

»Wenn du willst, kann ich ja mit ihm sprechen und ihn beruhigen.«

»Nein, das würde gar nichts bringen.«

Er betrachtete sie nachdenklich. »Was willst du mit deinem Leben anfangen, Miranda?«

»Keine Ahnung. Ich habe immer gedacht, ich würde mal heiraten.«

»Und bis dahin? Man kann von der Schauspielerei leben. Leicht ist es nicht, aber es ist möglich, wenn man gut genug ist.«

»Bin ich denn gut genug, Olivier?«

»Noch nicht.«

Miranda zog ein Gesicht. »Wenn das deine Meinung ist, wieso willst du mich dann in deinem Film haben? Ich habe keine Ahnung von der Schauspielerei. Ich verstehe nicht, warum du Charlier so etwas erzählst.«

»Du bist nicht teuer. Anfänger bekommt man immer für weniger Geld.«

Sie wusste, dass er sie neckte. In seinem Blick war eine Glut, die sie erregte, die das Gefühl in ihr hervorrief, dass an diesem Abend alles möglich war, dass vielleicht etwas Wunderbares geschehen würde.

»Schauspielerinnen müssen hübsch sein, stimmt's?«, fragte sie.

»Oh, du würdest schon bestehen.«

»Ist das der einzige Grund, warum du dich mit mir triffst?« Sie zog einen kleinen Flunsch. »Weil du mich in deinem Film haben möchtest?«

»Wenn *du* nur flirten kannst«, sagte er ungerührt. Mit einem Blitzen im Auge stützte er

rechts und links von ihr die Hände auf den Schreibtisch. »Du bist ein ganz kokettes Ding, Miranda.«

»Stört dich das, *chéri*?«

Er lächelte. »Nein«, antwortete er. Er beugte sich etwas weiter vor und streifte mit seinen Lippen die ihren. »Überhaupt nicht.«

Niemand konnte sich in diesem Sommer 1937 noch einreden, dass das ganze Leben aus Bootsfahrten auf der Seine und Sonnenbädern an der Côte d'Azur bestand. Eines Nachmittags, als sie im Jardin du Luxembourg saßen, zählte Olivier Kay die Präsidenten Frankreichs auf, die seit dem Krieg aufeinandergefolgt waren. Der unglückliche Paul Deschanel, der verrückt geworden war, Alexandre Millerand, Gaston Doumergue und ein halbes Dutzend andere – Olivier hatte ihre Namen nicht mehr im Kopf –, der arme Paul Doumer, der bei der Eröffnung einer Buchmesse von einem wahnsinnigen russischen Emigranten erschossen worden war, Albert Lebrun und danach noch andere, ob Kay wirklich ihre Namen wissen wolle?

Frankreich befinde sich in einem Zustand der Furcht und der Unschlüssigkeit, fuhr Olivier fort. Die Menschen hatten sich immer noch nicht vom Trauma des letzten Kriegs erholt. Man hatte keinen Gegenschlag gewagt, als im Frühjahr des vergangenen Jahres deutsche Truppen ins entmilitarisierte Rheinland einmarschiert waren. Frankreich grenzte auf der einen Seite an Deutschland, auf der anderen an Italien. Zwei Diktatoren, Hitler und Mussolini, direkte Nachbarn. Ach ja, und Spanien, wo seit dem letzten Jahr der Bürgerkrieg tobte, war natürlich auch noch da. Verheißungsvoll, meinte Olivier grimmig, die Augen gegen das grelle Sonnenlicht zusammengekniffen, sehe das weiß Gott nicht aus.

»Und England?«, fragte Kay.

»England stellt sich blind und taub. Die Engländer wissen nicht, wer schlimmer ist, die Faschisten oder die Bolschewisten. Sie wollen nicht wieder in ein europäisches Gemetzel hineingezogen werden wie neunzehnhundertvierzehn.«

Kays Vater war bei diesem Gemetzel gefallen. Kay war Pazifistin.

Sie sahen es in den Wochenschauen im Kino – Hitlers starräugiges Gebrüll und Mussolinis aufgeblasenes Schwadronieren, den Ausbruch blutiger Gewalt im umkämpften Spanien. Genau gesagt, Kay und Olivier sahen es. Miranda ging während der Wochenschau gern Süßigkeiten kaufen oder prüfte im Spiegel ihr Make-up. Miranda las niemals eine Zeitung, saß nie in Mrs Ingrams Zimmer, um sich im Radio die Nachrichten anzuhören.

Nach einem Monat an der Côte d'Azur wurde Konstantin Denisovs Hofstaat mit einem Anruf seines Herrn nach Paris zurückbeordert. Die Stadt war leer im August. Wer immer es sich erlauben konnte, war ans Meer oder aufs Land geflohen. Als Miranda in Oliviers Büro anrief, meldete sich niemand, nicht einmal die muffige Agnès.

Miranda rief wieder an, eine Woche lang versuchte sie es jeden Tag. Es war erniedrigend